

29. November 2013, 02:29 Uhr

«Weiblicher geht nicht»



Manons «lachsfarbenes Boudoir» von 1974. (Bild: pd)

Morgen wird der Künstlerin Manon der Grosse Kulturpreis der St. Gallischen Kulturstiftung verliehen. Im Interview erzählt sie, wie sie sich im grauen St. Gallen ihrer Kindheit als bunter Vogel verkleidete, und von ihrer grossen Krise.

Manon, die Stadt Ihrer Kindheit, St. Gallen, war lange negativ besetzt für Sie. Ist das noch immer so?

Manon: Ich hatte keine einfache Kindheit, doch ich konnte Frieden schliessen, und inzwischen liebe ich diese Stadt. Besonders das Kunstmuseum ist sehr wichtig für mich. Die Stadt hat sich sehr verändert, denn damals, in den 1950er- und 1960er-Jahren, war es eine graue Stadt. Heute hingegen ist sie bunt und recht herausgeputzt. Sie ist fast etwas zu hübsch und zu niedlich geworden.

Wie dachten Sie als Kind?

Manon: Ich wusste als Kind genau, dass ich das Leben, das Frauen mir damals vorlebten, später für mich nicht wollte – niemals! Es gab ja noch keine Antibabypille, und so fürchtete ich, eines Tages ungeplant schwanger und ans Haus gefesselt zu werden.

Haben Sie sich als Kind schon verkleidet und geschminkt?

Manon: Ja, sehr früh. Ich verkleidete mich als Fisch oder als Vogel, die ich im Zoo bewundert hatte. So wollte ich aussehen! Das wurde in St. Gallen nicht gerade gerne gesehen. Eltern und Schwestern gingen diskret auf die andere Strassenseite, wenn sie mir begegneten. Sie schämten sich. Als ich etwas älter war, experimentierte ich mit Farben und kombinierte sie so, wie man es nach dezenten St. Galler Massstäben nicht tat, zum Beispiel ein knalliges Rot mit einem knalligen Blau.

Und Sie liessen sich trotzdem nicht davon abbringen?

Manon: Ja, aber ich habe die Zähne zusammengebissen und die Tränen unterdrückt, wenn die Leute tuschelten.

Sie haben in St. Gallen die Kunstgewerbeschule besucht. War es schwierig, dies in Ihrem Elternhaus durchzusetzen?

Manon: Nein. Meine Eltern waren froh, mich irgendwo unterzubringen. Allerdings bedeutete Kultur meinem Vater eher wenig, er war Wissenschaftler und lebte strikt in jener hermetischen Welt. Die Kunstgewerbeschule war für mich eine sehr wichtige Etappe. Ich hatte das Gefühl, zum ersten Mal als Mensch wahrgenommen zu werden.

Schon als ganz junge Frau zogen Sie nach Zürich. Suchten Sie dort Anschluss an eine Künstlerszene?

Manon: Ich habe nichts gesucht, besser gesagt, ich habe nie Menschen gesucht. Ich war erst viel später ein Faktor in der Kunstszene. Ich machte Modezeichnungen für Globus, Schaufensterdekorationen, arbeitete als Grafikerin und Model. Ich hatte auch ein Modegeschäft mit selbst entworfenen Kleidern. In Zürich besuchte ich auch die Schauspielschule. Dort ist mir dann ziemlich rasch klar geworden, dass ich nicht teamfähig bin. Ich hatte keine Lust, Kostüme zu tragen, die ein anderer entworfen hatte, und in der Kulisse und im Stück eines anderen zu spielen. Ich spürte einen grossen Drang, alles selbst zu machen.

Welche Rolle spielten die Frauen damals in der Kunst?

Manon: Als ich 1974 mit dem «lachsfarbenen Boudoir» meinen ersten öffentlichen Auftritt als Künstlerin hatte, hat man Frauen noch nicht wirklich ernst genommen in der Kunst. Alles Weibliche stellte man als minderwertig dar. Das konnte ich nicht hinnehmen, und es hat mich wütend gemacht. Auch deshalb war mir diese erste Installation ein Anliegen. Zwar kam in jener Zeit der Feminismus auf, aber paradoxerweise wollten die Künstlerinnen genauso malen wie die Männer. Diese waren der einzige Massstab. So richtete ich mit dem «lachsfarbenen Boudoir» eine Ausstellung ein, die so weiblich war, dass es weiblicher nicht mehr ging.

Wann hatten Sie zum ersten Mal das Gefühl, als Künstlerin richtig ernst genommen zu werden?

Manon: Ich wusste als junge Frau ganz genau: Du wirst als Künstlerin erst ernst genommen werden, wenn du alt und hässlich bist. Dann kommen sie und werden deine Arbeiten anschauen. Und genauso war es auch.

Was bedeutet die Schönheit in Ihrem Werk?

Manon: Das ist ein schwieriges Thema. Mit der Selbstdarstellung ist stets eine Prise Verzweiflung verbunden, weil man – sei es in einer Fotografie oder in einer Performance – einerseits ein möglichst schönes «Produkt» zeigen möchte, andererseits aber auch das Bedürfnis hat, jede Illusion zu zerstören. In der Fotoserie «Einst war sie Miss Rimini» machte ich genau dies zum Thema.

Schönheit ist vergänglich. Haben Sie einen Weg gefunden, damit umzugehen?

Manon: In der genannten Fotoarbeit versetzte ich mich in die Rolle einer ehemaligen Miss Rimini. Ich

habe sie zwanzig bis dreissig Jahre älter werden lassen und schaute, was aus so einer jungen Miss alles hätte werden können. Dabei schonte ich mich nicht. Es gab beispielsweise eine Alkoholikerin, eine Chemotherapiepatientin, einen Clochard. Ich habe es mir mit grossem Vergnügen geleistet, auch hässlich und schlecht gealtert auszusehen. Diese Arbeit habe ich wahnsinnig gerne gemacht. Ich hatte nicht das Gefühl, zu schauspielern, sondern ich habe die Alkoholikerin oder die Patientin aus mir selbst herausgeholt. Es tat gut, mich auf diese Art mit dem Älterwerden zu befassen.

Ist es für eine Frau schwieriger als für einen Mann, älter zu werden?

Manon: Es ist grundsätzlich für alle, ob Mann oder Frau, nicht einfach. Die meisten Leute meinen, es sei aus optischen Gründen schwierig. Aber ich denke, dass das Optische nur einer von ganz vielen schwierigen Aspekten ist: Die Kräfte lassen nach, man wird abhängig. Ich habe Angst, eines Tages nicht mehr arbeiten zu können und vor dem Nachlassen meines Verstandes.

Wenn Sie nicht die Kunst gewählt hätten, was wäre aus Ihnen geworden?

Manon: Ich wäre gerne Schriftstellerin geworden. Ich stelle es mir wunderbar vor. Man braucht dazu nur einen Stift und ein Blatt Papier, man kann in der Welt herumreisen und ist frei. Ich brauche so viel Material – Farben, Requisiten, Kamera, Stativ, Fotolampen, einen Computer. Es ist sehr kompliziert.

Gibt es Arbeiten, die Ihnen besonders wichtig sind, von denen Sie sich wünschen, dass sie

im Gedächtnis bleiben?

Manon: Inzwischen habe ich mehr als drei Jahre an «Hotel Dolores» gearbeitet, so lange wie noch nie an einem Werk. Als ich per Zufall jene Kulissen von drei ausgemusterten Bäderhotels in Baden sah, wusste ich augenblicklich: Darauf hatte ich jahrelang gewartet, hier musste ich arbeiten. So liegt mir nun viel daran, diese Serie integral zu zeigen. Es ist eine umfangreiche Arbeit, die um die 150 Bilder umfasst, es kommt also nur ein grosses Haus in Frage. Ich bin nun dabei, die Sujets zusammenzustellen und auszuwerten. Manchmal denke ich, diese Arbeit könnte mein Vermächtnis sein: Fast alles, was mir wichtig ist, konnte ich hier unterbringen. Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, nun hätte ich eigentlich alles gesagt.

Glauben Sie, dass danach nichts mehr kommen wird?

Manon: Nein. Schon jetzt sagen die Leute zu mir: Manon, du müsstest eigentlich nicht mehr arbeiten. Du hast schon alles gemacht. Es ist nur so: Ich kann nicht mehr leben, ohne zu arbeiten.

Warum haben Sie sich von 1983 bis 1990 aus der Öffentlichkeit zurückgezogen?

Manon: Das hatte im weitesten Sinne gesundheitliche Gründe. Ich wusste nicht, ob ich jemals wieder würde arbeiten können. Es war, als ob der rote Faden, der vorher durch mein Leben ging, abgerissen wäre. Ich hatte keine Ahnung, ob ich das andere Ende je wieder finden würde. Mein Glück war, dass genau zum richtigen Zeitpunkt, als es wieder aufwärts ging mit mir, Roland Wäspe zu Besuch kam. Der Direktor des Kunstmuseums St. Gallen wollte mit mir eine Einzelausstellung realisieren. Wer weiss, was sonst aus mir geworden wäre.

Worüber werden Sie morgen an der Preisverleihung reden?

Manon: Ich werde mit einem Satz des Künstlers Piet Mondrian beginnen. Er sagte: «Eines Tages werden Kunst und Leben eins sein.» Darauf bin ich erst vor kurzem gestossen. Aber es ist genau das, was ich als junge Frau dachte. So müsste es eigentlich sein: Kunst und Leben müssten eins sein.

Haben Sie das für sich geschafft?

Manon: Ja, ich glaube schon. Ich habe keine grosse Unterschiede zwischen Kunst und Leben gemacht. Alles war im Fluss, alles war eins.

Preisverleihung morgen ab 18.30 Uhr in der Lokremise St. Gallen. Die Feier wird umrahmt durch Werke von Manon. Das Schweizer Fernsehen hat einen Film mit dem Titel «Manon – Glamour und Rebellion» realisiert. Man kann ihn noch für 18 Tage online auf dem SRF-Player kostenlos ansehen.

Diesen Artikel finden Sie auf St.Galler Tagblatt Online unter:

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/kultur/Weiblicher-geht-nicht;art253649,3622015>

COPYRIGHT © ST.GALLER TAGBLATT AG
ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG,
WIEDERVERÖFFENTLICHUNG ODER DAUERHAFTE SPEICHERUNG ZU
GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE
AUSDRÜCKLICHE ERLAUBNIS VON ST.GALLER TAGBLATT ONLINE IST
NICHT GESTATTET.